

A dramatic, low-angle photograph of the Tower Bridge in London. The bridge's two massive stone towers are the central focus, with their intricate Gothic-style architecture and multiple spires. The bridge's suspension cables and steel framework are visible, creating a complex geometric pattern. The bridge spans a body of water, with the city of London visible in the background under a dark, cloudy sky. The overall mood is mysterious and atmospheric.

DANIEL
SILVA

EIN GABRIEL ALLON-THRILLER
DER DRAHTZIEHER

HarperCollins

Daniel Silva

Der Drahtzieher

Thriller

Aus dem Amerikanischen von
Wulf Bergner

Harper
Collins

HarperCollins®

Copyright © 2018 für die deutsche Ausgabe by HarperCollins
in der HarperCollins Germany GmbH, Hamburg

Copyright © 2017 by Daniel Silva
Originaltitel: »House of Spies«
Erschienen bei: Harper, New York

Published by arrangement with
Harper, an imprint of HarperCollins *Publishers*, US

Covergestaltung: büropecher, Köln
Coverabbildung: Alan Copson / Getty Images
Lektorat: Thorben Buttke
E-Book-Produktion: [GGP Media GmbH](#), Pößneck

ISBN E-Book 9783959677707

www.harpercollins.de

Wieder für meine Frau Jamie und meine Kinder
Nicholas und Lily

Hütet euch vor dem Zorn eines geduldigen Mannes.

JOHN DRYDEN, *Absalom und Achitophel*

TEIL EINS

DER LOSE FADEN

1

KING SAUL BOULEVARD, TEL AVIV

Für etwas noch nie Dagewesenes, das mit solchen institutionellen Risiken behaftet war, ging alles ohne viel Aufhebens über die Bühne. Und nahezu geräuschlos. Das war das Bemerkenswerte daran: die operative Stille, in der alles stattfand. Gewiss, es hatte eine dramatische Ankündigung gegeben, die das Fernsehen live übertragen hatte, eine Aufsehen erregende erste Kabinettsitzung und eine opulente Party in Ari Schamrons Villa am See Genezareth, zu der alle Freunde und Mitstreiter aus seiner bewegten Vergangenheit gekommen waren – Geheimdienstchefs, Politiker, ein Monsignore aus dem Vatikan, ein Londoner Galerist und sogar ein unverbesserlicher Kunstdieb aus Paris –, um ihm alles Gute zu wünschen. Aber ansonsten verlief alles erstaunlich glatt. An einem Tag saß Uzi Navot im Büro des Direktors an seinem riesigen Schreibtisch aus Rauchglas, und am Tag darauf hatte Gabriel Allon seinen Platz eingenommen. Verschwunden war jedoch auch Navots moderner Schreibtisch, denn Glas war nicht Gabriels Stil.

Holz gefiel ihm besser. Liebevoll poliertes, altes Holz. Und natürlich Gemälde: Er merkte sehr bald, dass er nicht zehn, zwölf Stunden pro Tag in einem Raum ohne Gemälde zubringen konnte. Außer zwei unsignierten eigenen Bildern hängte er mehrere Werke seiner Mutter auf, die zu ihrer Zeit eine der prominentesten Künstlerinnen Israels gewesen war.

Dazu kam ein großes abstraktes Gemälde seiner ersten Frau Leah, das sie während ihrer gemeinsamen Studienzeit an der Bezalel Academy of Arts and Design in Jerusalem gemalt hatte. Am späten Nachmittag konnten Besucher des obersten Stockwerks Opernklänge hören – Puccinis *La Bohème* war ein besonderer Favorit –, die unter seiner Tür hervordrangten. Diese Musik konnte nur eines bedeuten: Gabriel Allon, der Fürst des Feuers, der Racheengel, Ari Schamrons Ziehsohn, hatte endlich seinen rechtmäßigen Platz als Direktor des israelischen Geheimdiensts eingenommen.

Aber sein Vorgänger blieb in der Nähe. Tatsächlich bezog Uzi Navot das auf dem Flur gegenüberliegende Büro, das einst Schamrons geschützter kleiner Schlupfwinkel gewesen war. Bisher war noch kein verabschiedeter Direktor unter demselben Dach wie sein Nachfolger geblieben. Die neue Regelung verstieß gegen einen der heiligsten Grundsätze des Diensts, der alle paar Jahre einen Neuanfang forderte. Natürlich gab es ehemalige Direktoren, die nicht loslassen konnten. Sie kreuzten gelegentlich am King Saul Boulevard auf, erzählten Geschichten aus dem Krieg, erteilten unerbetene Ratschläge und waren allgemein lästig. Und dann gab es natürlich Schamron, den Unzerstörbaren, den brennenden Busch. Schamron hatte den Dienst von Anfang an nach eigenen Vorstellungen aufgebaut. Er hatte ihm seine Identität, sogar seine eigene Sprache gegeben und hielt es für sein angestammtes Recht, sich dort einzumischen, wie's ihm passte. Es war Schamron gewesen, der Navot zum Direktor gemacht hatte, und der »Alte« hatte ihm den Posten wieder weggenommen, als seine Zeit um war.

Aber es war Gabriel, der darauf bestand, dass Navot mit allen Privilegien seiner bisherigen Stellung blieb. Sie teilten sich eine Sekretärin – die energische Orit, am King Saul

Boulevard wegen ihrer Fähigkeit, unerwünschte Besucher abzuwimmeln, als Eiserne Lady bekannt –, und Navot behielt seinen Dienstwagen und so viele Personenschützer wie bisher, was zu leisem Protest in der Knesset führte, aber als friedensstiftende Maßnahme unerlässlich war. Sein genauer Titel war ziemlich vage, was jedoch für den Dienst typisch war. Schließlich waren seine Mitarbeiter von Beruf Lügner, die nur untereinander die Wahrheit sprachen. Allen anderen gegenüber – ihren Frauen, ihren Kindern, den Bürgern, die zu beschützen sie geschworen hatten – tarnten sie sich sorgfältig.

Standen ihre Bürotüren offen, was im Allgemeinen der Fall war, konnten Gabriel und Navot sich über den Flur hinweg sehen. Sie telefonierten jeden Morgen miteinander, trafen sich zum Lunch – manchmal im Kasino, manchmal unter vier Augen in Gabriels Büro – und kamen jeden Abend zu einer kurzen Besprechung zusammen, die bei Gabriels Opernmusik stattfand, die Navot verabscheute, obwohl er aus einer guten Wiener Familie stammte. Navot hatte keinen Sinn für Musik, und die bildenden Künste langweilten ihn. Ansonsten stimmten Gabriel und er in allen Dingen völlig überein, zumindest wenn es um den Dienst und die Sicherheit des Staates Israel ging. Navot hatte durchgesetzt, jederzeit Zugang zu Gabriel zu haben, und bestand darauf, an allen wichtigen Besprechungen auf der Führungsebene teilzunehmen. Im Allgemeinen schwieg er einer Sphinx gleich und saß mit verschränkten muskulösen Armen und schwer zu deutendem Gesichtsausdruck am Tisch. Gelegentlich beendete er jedoch einen von Gabriel begonnenen Satz, als wolle er demonstrieren, dass zwischen sie kein Blatt Papier passte. Sie glichen Boas und Jachin, den beiden Säulen am Eingang von Salomos Tempel, und wer auch nur daran dachte, sie gegeneinander auszuspielen, würde einen hohen Preis zahlen. Gabriel war ein beliebter

Direktor, aber trotzdem der Chef des Diensts, der an seinem Hof keine Intrigen duldete.

Intrigen waren allerdings unwahrscheinlich, denn die Männer und Frauen seines Führungsstabs bildeten eine verschworene Gemeinschaft. Alle stammten aus der Eliteeinheit Barak, die einige der spektakulärsten Unternehmen in der Geschichte des an Superlativen nicht armen Diensts durchgeführt hatte. Sie hatten jahrelang in einem Kellerraum gearbeitet, der eigentlich ein Lagerraum für alte Möbel gewesen war. Jetzt arbeiteten sie in Büros, die sich an Gabriels Suite anschlossen. Selbst Eli Lavon, einer der prominentesten Bibelarchäologen Israels, hatte seine Dozentenstelle an der Hebrew University aufgegeben, um in den Dienst zurückzukehren. Normalerweise beaufsichtigte Lavon die Beschatter, die Taschendiebe und die Lauscher, die mit versteckten Kameras und Mikrofonen arbeiteten. In der Praxis setzte Gabriel ihn für alle möglichen Aufgaben ein, wie er's für richtig hielt. Lavon, der beste Überwacher, den der Dienst je hervorgebracht hatte, arbeitete seit dem Unternehmen »Zorn Gottes« mit Gabriel zusammen. Sein kleines Büro mit Ausgrabungsfunden in einer Vitrine war eine Oase der Stille, in der Gabriel sich manchmal für ein paar Minuten erholte. Lavon war nie sehr redselig gewesen. Wie Gabriel arbeitete er am besten geräuschlos im Dunkel.

Einige Veteranen fragten sich, ob Gabriel gut beraten sei, wenn er so viele Loyalisten und Relikte aus seiner ruhmreichen Vergangenheit in den Führungsstab holte. Aber sie behielten ihre Bedenken für sich. Außer Schamron hatte kein anderer Direktor sein Amt mit mehr Erfahrung und einem größeren Vertrauensvorschuss angetreten. Gabriel war schon länger in der Branche als jeder andere und hatte in dieser Zeit ungewöhnliche Freunde und Komplizen gewonnen. Der britische Premierminister verdankte ihm seine Karriere, der Papst sein Leben. Trotzdem war er kein

Mann, der rücksichtslos alte Schulden einforderte. Der wirklich Mächtige, sagte Schamron, braucht nie um einen Gefallen zu bitten.

Aber er hatte auch Feinde, die das Leben seiner ersten Frau zerstört und später versucht hatten, seine zweite Frau zu ermorden. Feinde in Moskau und Teheran, für die er das einzige Hindernis bei der Verwirklichung ihrer Pläne war. Vorläufig waren sie besiegt, aber sie würden zweifellos wieder auferstehen. Das galt auch für den Mann, mit dem er sich zuletzt duelliert hatte. Tatsächlich stand dieser Mann auf der To-do-Liste des neuen Direktors ganz oben. Die Computer des Diensts hatten ihm einen willkürlich erzeugten Decknamen zugewiesen. Aber hinter den elektronisch gesicherten Türen am King Saul Boulevard benutzten Gabriel und sein Stab den glorreichen Kampfnamen, den er angenommen hatte. *Saladin* ... Sie sprachen mit Respekt und gewisser Besorgnis von ihm. Er hatte es auf sie abgesehen. Wann er zuschlagen würde, war nur eine Frage der Zeit.

Bei befreundeten Geheimdiensten machte ein Foto die Runde. Es war von einem CIA-Agenten in der paraguayischen Stadt Ciudad del Este in dem berüchtigten Dreiländereck Südamerikas gemacht worden. Es zeigte einen arabisch aussehenden Mann, groß, kräftig gebaut, mit einem Libanesen, der angeblich Verbindungen zum internationalen Dschihadismus hatte, auf der Terrasse eines Cafés. Der ungünstige Aufnahmewinkel verhinderte den Einsatz von Software zur Gesichtserkennung. Aber für Gabriel, der selten scharfe Augen besaß, war dieser Mann Saladin. Zwei Tage vor dem schlimmsten Terroranschlag auf amerikanischem Boden seit dem 11. September hatte er Saladin mit eigenen Augen in der Halle des Hotels Four Seasons in Washington, D. C., gesehen. Gabriel wusste, wie

Saladin aussah, wie er roch, wie die Luft reagierte, wenn er einen Raum betrat oder verließ. Und er wusste, wie Saladin ging. Wie sein Namensvetter hinkte er stark: als Folge einer Verletzung durch Bombensplitter, die in einem Haus mit vielen Zimmern und Innenhöfen in der Nähe von Mossul im Nordirak unter primitiven Umständen behandelt worden war. Dieses Hinken war jetzt sein Markenzeichen. Die äußere Erscheinung eines Mannes ließ sich auf vielerlei Weise verändern; Haare konnten geschnitten oder gefärbt werden, Gesichtszüge ließen sich operativ korrigieren. Aber ein Hinken wie Saladins blieb ewig.

Wie er's geschafft hatte, aus den USA zu flüchten, wurde intensiv diskutiert, und alle Versuche, ihn erneut aufzuspüren, waren fehlgeschlagen. Berichten nach sollte er in Asunción, Santiago oder Buenos Aires gesehen worden sein. Es gab sogar ein Gerücht, er habe in Bariloche, dem bei NS-Kriegsverbrechern so beliebten argentinischen Wintersportort, Zuflucht gefunden. Diese Idee verwarf Gabriel sofort. Trotzdem konnte er sich vorstellen, Saladin halte sich irgendwo öffentlich sichtbar auf und plane dort seinen nächsten Anschlag. Davon war er sogar überzeugt.

Seit dem kürzlichen Anschlag in Washington mit seinen zerstörten Gebäuden und Denkmälern und der katastrophalen Opferzahl war Saladin als das neue Gesicht des islamischen Terrors etabliert. Aber was plante er als Nächstes? In einem seiner letzten Interviews, bevor er aus dem Amt schied, behauptete der US-Präsident, Saladin könne kein ähnlich großes Unternehmen mehr planen, weil das US-Militär sein früher so effizientes Netzwerk zerschlagen habe. Saladins Antwort bestand daraus, dass er einem Selbstmordattentäter befahl, sich vor der US-Botschaft in Kairo in die Luft zu sprengen. »Peanuts«, konterte das Weiße Haus. Nur ein halbes Dutzend Tote, kein

Amerikaner unter den Opfern. Die Verzweiflungstat eines Mannes auf dem Weg in die Bedeutungslosigkeit.

Vielleicht, aber es gab noch weitere Angriffe. In der Türkei schlug Saladin anscheinend nach Belieben zu – Hochzeiten, Busse, öffentliche Plätze, der belebte Flughafen Istanbul –, und seine Gefolgsleute in Westeuropa, die seinen Namen fast andächtig sprachen, verübten als Einzeltäter eine Serie von Attentaten, die eine Spur des Todes durch Frankreich, Belgien und Deutschland zogen. Zugleich war zu ahnen, dass etwas Großes bevorstand: ein koordiniertes Unternehmen, ein spektakulärer Terroranschlag, der es mit dem in Washington würde aufnehmen können.

Aber wo? Ein weiterer Anschlag auf die USA erschien wenig wahrscheinlich. Bestimmt, sagten die Experten, würde der Blitz nicht zweimal an derselben Stelle einschlagen. Letzten Endes war die Stadt, die Saladin für seinen nächsten Auftritt wählte, für niemanden eine Überraschung, vor allem nicht für berufsmäßige Terroristenjäger. Trotz seiner Geheimhaltungssucht liebte Saladin das Rampenlicht. Und wo hätte er eine bessere Bühne finden können als im Londoner West End?

2

ST. JAMES'S, LONDON

Vielleicht stimmt es tatsächlich, dachte Julian Isherwood, während er beobachtete, wie der Wind unter dem fast schwarzen Himmel dichte Regenschleier vor sich hertrieb. Vielleicht ist unser Planet wirklich kaputt. Ein Hurrikan in London – und noch dazu Mitte Februar! Für solche Verhältnisse war Isherwood, der groß und schlaksig war, nicht gut gewappnet. Im Augenblick hatte er im Eingang seines Stammlokals – Wiltons Restaurant in der Jermyn Street – Zuflucht gesucht. Er schob den Ärmel seines Regenmantels zurück und sah stirnrunzelnd auf seine Armbanduhr. Schon 19.40 Uhr; er war zu spät dran. Er suchte die Straße nach einem Taxi ab. Natürlich war keines zu sehen.

Aus der Bar des Wiltons drang halbherziges Lachen, dann war der dröhnend laute Bariton des dicklichen Oliver Dimbleby zu hören. Das Wiltons war jetzt das Stammlokal einer kleinen Gruppe von Kunsthändlern, die auf alte Meister spezialisiert waren und ihre Galerien in den verwinkelten Gassen von St. James hatten. Früher war Green's Restaurant & Oyster Bar in der Duke Street ihr Favorit gewesen, aber das Green's hatte nach Auseinandersetzungen mit der Gesellschaft, die den riesigen Londoner Immobilienbesitz der Königin verwaltete, schließen müssen. Das war symptomatisch für die Veränderungen in diesem Viertel und der Londoner Kunstwelt insgesamt. Altmeister waren völlig aus der Mode. Die heutigen Sammler, mit sozialen Medien und Apps für

iPhones über Nacht zu Geld gekommene globale Milliardäre, interessierten sich nur für moderne Kunst. Selbst die Impressionisten waren allmählich passé. Seit Neujahr hatte Isherwood nur zwei Gemälde verkauft. Beide Durchschnittsware, Schule von soundso, in der Manier von soundso. Oliver Dimbleby hatte seit einem halben Jahr nichts mehr verkauft. Auch Roddy Hutchinson nicht, der als der aggressivste Londoner Kunsthändler galt. Aber sie versammelten sich allabendlich im Wiltons an der Bar, um einander zu versichern, der Sturm werde sich bald legen. Allein Julian Isherwood glaubte nicht daran, sondern fürchtete mehr denn je das Gegenteil.

Er hatte schon früher schlimme Zeiten erlebt. Seine englische Erscheinung, seine englische Eleganz und sein urenglischer Name tarnten die Tatsache, dass er eigentlich gar kein Engländer war. Gewiss, er hatte einen britischen Pass in der Tasche, aber er war als Kind deutscher Juden in Frankreich aufgewachsen. Nur eine Handvoll verlässlicher Freunde wusste, dass Isherwood 1942 als unbegleitetes Flüchtlingskind nach London gelangt war, nachdem zwei baskische Hirten ihn über die verschneiten Pyrenäen getragen hatten. Oder dass sein Vater, der bekannte Pariser Galerist Samuel Isakowitz, mit seiner Frau im Todeslager Sobibór ermordet worden war. Obwohl Isherwood die Geheimnisse seiner Vergangenheit sorgfältig hütete, hörte der israelische Geheimdienst von seiner dramatischen Flucht aus dem von den Deutschen besetzten Europa. Und als es Mitte der siebziger Jahre zahlreiche palästinensische Anschläge auf israelische Einrichtungen in Europa gab, war er als *Sajan*, als freiwilliger Helfer, angeworben worden. Isherwood hatte nur einen einzigen Auftrag ausgeführt: Er hatte mitgeholfen, einen jungen Restaurator und Berufskiller namens Gabriel Allon mit einer glaubhaften Legende auszustatten und sie aufrechtzuerhalten. In den letzten

Jahren hatten ihre Karrieren sich bemerkenswert unterschiedlich entwickelt. Als Direktor des israelischen Geheimdiensts war Gabriel jetzt einer der mächtigsten Spione der Welt. Und Isherwood? Der stand leicht angeheitert in der Jermyn Street im Eingang von Wiltons Restaurant, fröstelte im Westwind und wartete auf ein Taxi, das nie kommen würde.

Er sah erneut auf seine Armbanduhr. 19.43 Uhr. Weil er keinen Schirm bei sich hatte, hielt er sich seine alte lederne Aktentasche über den Kopf und hastete zum Piccadilly hinüber, wo er nach weiteren fünf Minuten im Regen dankbar auf den Rücksitz eines Taxis sank. Er nannte dem Fahrer eine ungefähre Adresse – sein wahres Ziel zu nennen wäre ihm zu peinlich gewesen – und sah sorgenvoll auf die Uhr, als das Taxi in Richtung Piccadilly Circus kroch. Dort bog es auf die Shaftesbury Avenue ab und erreichte um Punkt acht Uhr die Charing Cross Road. Damit war Isherwood für seine Reservierung offiziell zu spät dran.

Vermutlich hätte er anrufen und sagen sollen, er sei aufgehalten worden, aber damit hätte er riskiert, dass das Restaurant seinen Tisch anderweitig vergab. Dabei hatte er einen Monat lang betteln und Leute bestechen müssen, um überhaupt einen zu bekommen. Isherwood hatte keine Lust, das alles mit einem panikartigen Anruf aufs Spiel zu setzen. Außerdem war Fiona vielleicht schon da. Das gehörte zu den Dingen, die Isherwood am meisten an Fiona Gardner schätzte: Sie war pünktlich. Außerdem gefielen ihm ihr blondes Haar, ihre blauen Augen, ihre langen Beine und ihre sechszunddreißig Jahre. Im Augenblick fand er tatsächlich nichts, was ihm an Fiona nicht gefiel – und nur deshalb hatte er sich intensiv um einen Tisch in einem Restaurant bemüht, in das er normalerweise keinen Fuß gesetzt hätte.

Weitere fünf Minuten verstrichen, bevor das Taxi Isherwood endlich vor dem St Martin's Theatre, dem

Dauerspielort von Agatha Christies *Mausefalle*, absetzte. Er überquerte rasch die West Street zu dem berühmten Ivy, das sein wahres Ziel war. Der Maître d'hôtel teilte ihm mit, Miss Gardner sei noch nicht da, aber sein Tisch sei wie durch ein Wunder noch frei. Isherwood gab seinen Regenmantel an der Garderobe ab und wurde zu einer Sitznische mit Blick auf die Litchfield Street geleitet.

Dort saß er allein und betrachtete missbilligend sein Spiegelbild im Fenster. Mit seinem Anzug aus der Savile Row, der scharlachroten Krawatte und der grauen Lockenmähne war er eine ziemlich elegante, wenn auch leicht zweifelhafte Erscheinung: ein Look, den er als würdevolle Verderbtheit bezeichnete. Trotzdem ließ sich nicht leugnen, dass er das Stadium erreicht hatte, das Vermögensberater gern den »Lebensherbst« nannten. Nein, dachte er trübselig, du bist *alt*. Viel zu alt, um Frauen wie Fiona Gardner nachzustellen. Wie viele andere hatte es schon gegeben? Die Kunststudentinnen, die Junior-Kuratorinnen, die Rezeptionistinnen, die hübschen Girls, die bei Christie's und Sotheby's Telefongebote entgegennahmen. Isherwood war nicht wählerisch; er hatte sie alle geliebt. Er glaubte an die Liebe, wie er an die Kunst glaubte. Liebe auf den ersten Blick. Ewige Liebe. Liebe, bis der Tod uns scheidet. Das Problem war nur, dass er sie nie gefunden hatte.

Plötzlich musste er an einen nicht lange zurückliegenden Nachmittag in Venedig denken: ein Ecktisch in Harry's Bar, ein Bellini, *Gabriel* ... Der hatte ihm versichert, er könne noch heiraten und ein, zwei Kinder bekommen. Sein verwüstetes Spiegelbild sagte etwas anderes. Er hatte sein Verfallsdatum überschritten. Er würde, mit seiner Galerie verheiratet, allein, kinderlos sterben.

Isherwood sah nochmals auf seine Armbanduhr. 20.15 Uhr. Jetzt hatte Fiona Verspätung, was ihr nicht

ähnlich sah. Er zog sein Smartphone aus der Innentasche seines Jacketts und sah, dass er eine SMS bekommen hatte: SORRY, JULIAN, ABER ICH KANN LEIDER NICHT ... Er las nicht weiter. Vielleicht war das nur gut. Es würde ihm ein gebrochenes Herz ersparen. Und vor allem würde es verhindern, dass er sich wieder einmal zum Narren machte.

Er steckte sein Smartphone ein und überlegte, was er tun sollte. Er konnte bleiben und allein dinieren, oder er konnte gehen. Er entschied sich für Letzteres, denn im Ivy dinierte man nicht allein. Isherwood stand auf, holte sich seinen Mantel, ging mit einer gemurmelten Entschuldigung an dem Maître d'hôtel vorbei und trat auf die Straße hinaus, als eben ein weißer Ford Transit vor dem St Martin's Theatre hielt. Der Fahrer, der einen weit geschnittenen dunkelblauen Kolani trug und etwas in der Hand hielt, das wie eine Waffe aussah, sprang sofort heraus. Nicht irgendeine Waffe, dachte Isherwood, sondern eine Kriegswaffe! Vier weitere Männer, alle mit weiten dunkelblauen Jacken und Sturmgewehren, kletterten durch die Hecktür aus dem Laderaum. Isherwood wollte seinen Augen nicht trauen. Dies sah wie eine Szene aus einem Film aus, den er aus Paris und Washington kannte.

Die fünf Männer marschierten in eng geschlossener Formation zum Eingang des Theaters. Isherwood hörte Holz zersplittern, dann fielen Schüsse. Nur wenige Sekunden später waren die ersten Schreie zu hören: gedämpft, aus weiter Ferne. Schreie aus Isherwoods Albträumen. Er dachte wieder an Gabriel und fragte sich, was *er* in dieser Situation getan hätte. Er wäre sofort ins Theater gestürmt, um möglichst viele Menschenleben zu retten. Aber Isherwood besaß nicht Gabriels Mut, auch nicht seine Fähigkeiten. Er war kein Held. Tatsächlich war er eher das Gegenteil.

Die albtraumhaften Schreie wurden lauter. Isherwood zog sein Smartphone heraus, wählte mit zitternden Fingern die

999 und meldete einen Terroranschlag aufs St Martin's Theatre. Dann machte er auf dem Absatz kehrt und starrte das Luxusrestaurant an, das er soeben verlassen hatte. Die reichen Gäste darin schienen nichts von dem Massaker zu ahnen, das ganz in ihrer Nähe stattfand. Isherwood fürchtete jedoch, die Terroristen würden sich nicht mit nur einem Überfall begnügen. Das angesagte Ivy konnte ihr nächstes Ziel sein.

Er überlegte, welche Optionen ihm offenstanden. Wieder waren es zwei: Er konnte flüchten – oder versuchen, möglichst viele Menschenleben zu retten. Dies war die leichteste Entscheidung seines Lebens. Als er zum Eingang des Restaurants stolperte, hörte er von der Charing Cross Road her eine Detonation. Dann eine weitere. Dann eine dritte. Du bist kein Held, dachte er, als er wie ein Verrückter die Arme schwenkend ins Ivy stürmte, aber du kannst dich wenigstens ein paar Augenblicke lang wie einer benehmen. Vielleicht hatte Gabriel recht. Vielleicht war's doch noch nicht zu spät für ihn.

3

VAUXHALL CROSS, LONDON

Sie waren zu zwölft, ihrer Abstammung nach Araber und Afrikaner, ihren Reisepässen nach Europäer. Alle hatten einige Zeit im Kalifat des Islamischen Staats verbracht – auch in dem jetzt zerstörten Ausbildungslager am Rand der alten syrischen Stadt Palmyra – und waren unentdeckt nach Westeuropa zurückgekehrt. Später wurde festgestellt werden, dass sie ihre Befehle über Telegram Messenger, einem cloudbasierten kostenlosen Messaging-Dienst mit Ende-zu-Ende-Verschlüsselung, erhalten hatten. Sie bekamen nur mitgeteilt, wann sie an einem bestimmten Ort sein sollten. Sie wussten nicht, dass andere denselben Befehl erhalten hatten und auf welche Weise sie zu einer größeren Verschwörung gehörten. In Wirklichkeit wussten sie nicht einmal, dass sie Akteure einer Verschwörung waren.

Sie sickerten mit dem Zug und auf Kanalfähren einzeln nach Großbritannien ein. Zwei oder drei wurden bei der Einreise kurz befragt; die anderen wurden mit offenen Armen empfangen. Vier von ihnen reisten in die Kleinstadt Luton weiter, vier nach Harlow und vier nach Gravesend. Dort wurden sie jeweils von einem örtlichen Vertreter des Netzwerks erwartet, der auch ihre Ausrüstung – Sturmgewehre und Sprengstoffwesten – bereithielt. In jeder Weste steckte ein Kilogramm TATP, ein hochexplosiver kristalliner Sprengstoff aus Nagellackentferner und

Wasserstoffperoxid. Ihre Sturmgewehre waren AK-74 aus weißrussischer Produktion.

In Einsatzbesprechungen informierten die örtlichen Kontaktpersonen des Netzwerks die Viererzellen über ihre Angriffsziele und ihren Auftrag. Sie waren keine Selbstmordattentäter, sondern Selbstmordkrieger. Sie sollten möglichst viele Ungläubige erschießen und sich erst in die Luft sprengen, wenn sie von der Polizei umzingelt waren. Zweck ihres Angriffs war nicht die Zerstörung von Gebäuden oder Denkmälern, sondern möglichst viel Blutvergießen. Sie sollten keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen, Erwachsenen und Kindern machen. Gnade durfte es nicht geben.

Am Spätnachmittag setzten sich Männer der drei Zellen in Luton, Harlow und Gravesend zu einem Abschiedsmahl zusammen. Anschließend bereiteten sie ihren Leib rituell auf den Tod vor, bevor sie um 19 Uhr drei identische weiße Ford Transit bestiegen. Gefahren wurden sie von den örtlichen Kontaktpersonen des Netzwerks; die Selbstmordkrieger mit ihren Westen und Sturmgewehren saßen im Laderaum. Keine der Zellen wusste von den anderen, aber alle drei waren nach West London unterwegs, wo sie zur selben Zeit angreifen würden. Ein exakter Zeitpunkt war Saladins Markenzeichen. Bei Terroranschlägen sei Timing, wie im Leben, alles, fand er.

Das altehrwürdige Garrick Theatre hatte zwei Weltkriege, den Kalten Krieg, eine Weltwirtschaftskrise und die Abdankung eines Königs erlebt. Aber es hatte noch nie etwas mitgemacht wie um 20.20 Uhr an diesem Abend, als fünf IS-Terroristen das Theater stürmten und in die Menge zu schießen begannen. Über hundert Menschen würden in den ersten dreißig Sekunden des Überfalls sterben, und weitere hundert würden in den folgenden fünf Minuten sterben, als die Terroristen das Theater systematisch Reihe für Reihe,

Sitz für Sitz durchkämmten. Rund zweihundert Zuschauer konnten sich durch die seitlichen und rückwärtigen Ausgänge retten, was auch dem Ensemble und allen Bühnenarbeitern gelang. Viele von ihnen würden niemals mehr ein Theater betreten.

Sieben Minuten nach ihrem Eindringen verließen die Terroristen das Garrick wieder. Draußen liefen ihnen zwei unbewaffnete Beamten der Metropolitan Police über den Weg. Nachdem sie die beiden erschossen hatten, rannten sie zur Irving Street weiter und schossen in einem Restaurant nach dem anderen um sich, bis ihnen am Rand des Leicester Square zwei bewaffnete Polizeibeamte entgegentraten. Obwohl sie nur mit 9-mm-Pistolen Glock 17 bewaffnet waren, gelang es ihnen, zwei Terroristen zu erschießen, bevor die ihre Sprengstoffwesten zünden konnten. Zwei der überlebenden Terroristen sprengten sich im belebten Foyer des Odeon Cinemas in die Luft, der dritte in einem gut besetzten italienischen Restaurant. Insgesamt starben allein bei diesen Angriffen fast vierhundert Menschen – mehr als bei jedem anderen Anschlag in der Geschichte Großbritanniens, mehr als im Jahr 1988 bei dem Bombenanschlag auf Pan-Am-Flug 103 über dem schottischen Lockerbie.

Unglücklicherweise operierte diese Fünfmannzelle jedoch nicht allein. Ebenfalls um Punkt 20.20 Uhr drang eine weitere Zelle – die Luton-Zelle, wie sie später genannt wurde – während einer Vorstellung von *Miss Saigon* ins Prince Edward Theatre ein. Weil das Prince Edward mit 1600 zu 656 Plätzen weit größer war als das Garrick, lag die Zahl der Toten und Verletzten entsprechend höher. Außerdem zündeten alle fünf Terroristen ihre Sprengstoffwesten in Bars und Restaurants entlang der Old Compton Street. So gab es in nur sechs Minuten über fünfhundert Tote.

Das dritte Ziel war das St Martin's Theatre, in das fünf Terroristen um Punkt 20.20 Uhr eindrangen. Diesmal intervenierte jedoch ein Sondereinsatzkommando der Metropolitan Police. Später wurde gemeldet, ein nur als »bekannter Londoner Galerist« bezeichneter Mann habe die Polizei schon in den ersten Sekunden des Überfalls alarmiert. Dieser Kunsthändler hatte auch mitgeholfen, das benachbarte Luxusrestaurant Ivy zu räumen. So blieb es bei diesem dritten Überfall bei »nur« vierundachtzig Toten. In jeder anderen Stadt wäre diese Zahl undenkbar gewesen; hier war sie Grund zur Dankbarkeit. Saladin hatte London in Angst und Schrecken versetzt. Es würde nie mehr so sein wie früher.

Am Morgen danach war das Ausmaß der Katastrophe deutlich erkennbar. Die meisten Toten lagen dort, wo sie zusammengebrochen waren; viele saßen noch in ihren Theatersitzen. Der Londoner Polizeipräsident hatte das gesamte West End zum Tatort erklärt und Einheimische und Touristen aufgefordert, das Viertel zu meiden. Die dortigen U-Bahn-Stationen wurden nicht angefahren, und alle Geschäfte und öffentlichen Einrichtungen blieben geschlossen. Der Handel an der Londoner Börse begann pünktlich, aber als die Kurse ins Bodenlose stürzten, wurde er eingestellt. Die wirtschaftlichen Verluste waren wie die an Menschenleben katastrophal.

Aus Sicherheitsgründen wartete Premierminister Jonathan Lancaster bis Mittag, bevor er die Tatorte besichtigte. Mit seiner Gattin Diana ging er zu Fuß vom Garrick zum Prince Edward und zuletzt zum St Martin's. Vor der improvisierten Einsatzzentrale der Met auf dem Leicester Square gab er anschließend eine kurze Pressekonferenz. Blass und sichtlich betroffen versicherte er, die Verantwortlichen würden zur Rechenschaft gezogen. »Der Feind ist entschlossen«, sagte er, »aber wir sind es auch.«

Der Feind blieb jedoch eigenartig still. Gewiss, auf den bekannten extremistischen Webseiten wurden Gratulationen gepostet, aber es gab keine amtliche Mitteilung des IS-Oberkommandos. Erst um 17 Uhr Londoner Zeit übernahm der IS auf Twitter die Verantwortung für die Terroranschläge und veröffentlichte Fotos der fünfzehn Attentäter. Einige Terrorismusanalysten zeigten sich erstaunt, dass der Name Saladin nicht erwähnt wurde. Ihre besser informierten Kollegen wunderte das nicht. Saladin, sagten sie, sei ein Meister. Und wie viele Meister zog er es vor, seine Werke nicht zu signieren.

War der erste Tag durch Trauer und Solidarität gekennzeichnet gewesen, wurde der zweite von Zwiespalt und Schuldzuweisungen geprägt. Im Unterhaus kritisierten Abgeordnete der Opposition den Premierminister und seine Geheimdienste scharf, weil sie die Verschwörung nicht rechtzeitig entdeckt und vereitelt hatten. Vor allem fragten sie, wie die Terroristen sich in einem Staat, der eines der restriktivsten Waffengesetze der Welt hatte, Sturmgewehre beschaffen können. Der Leiter der Abteilung Terrorismusbekämpfung der Metropolitan Police verteidigte seine Handlungsweise ebenso in einer Pressemitteilung wie Amanda Wallace, die Generaldirektorin des Inlandsgeheimdienstes MI5. Aber Graham Seymour, der Generaldirektor des als MI6 bekannten Secret Intelligence Service, zog es vor, sich nicht zu äußern. Bis vor Kurzem hatte die britische Regierung die Existenz des MI6 nie erwähnt, und kein Minister wäre auf die Idee gekommen, den Namen seines Chefs öffentlich zu nennen. Seymour waren die alten Methoden lieber gewesen als die neuen. Er war der geborene Spion und als solcher ausgebildet. Und ein Spion ließ sich nie mit einer Äußerung zitieren, wenn der Tipp einer geplant undichten Stelle an einen wohlgesinnten Journalisten ausreichte.

Die Verantwortung für die Terrorismusabwehr in Großbritannien lag in erster Linie beim MI5, der Metropolitan Police und dem Gemeinsamen Analysezentrum für Terrorismus. Trotzdem hatte auch der Secret Intelligence Service eine wichtige Rolle dabei zu spielen, Anschläge im Ausland zu entdecken, bevor sie in Großbritannien in die Tat umgesetzt wurden. Graham Seymour hatte den Premierminister mehrfach gewarnt, ein IS-Anschlag stehe unmittelbar bevor, aber seine Spione hatten keine belastbaren Beweise beschaffen können, um ihn zu verhindern. Deshalb betrachtete er die Londoner Anschläge mit ihren erschreckenden Opferzahlen als den einzigen großen Misserfolg in seiner langen ruhmreichen Karriere.

Zum Zeitpunkt der Anschläge war Seymour in seinem prächtigen Büro über Vauxhall Cross gewesen – er hatte die Detonationsblitze von seinem Fenster aus gesehen –, das er in den folgenden dunklen Tagen nur selten verließ. Seine engsten Mitarbeiter redeten ihm zu, er brauche mehr Schlaf, und machten sich insgeheim Sorgen, weil er ungewohnt erschöpft wirkte. Seymour beschied sie knapp, sie sollten ihre Zeit lieber darauf verwenden, wichtige Informationen zu sammeln, die den nächsten Anschlag verhindern würden. Was er wollte, war ein loser Faden: ein Angehöriger von Saladins Netzwerk, der sich anwerben und »umdrehen« ließ. Niemand aus der Führungsriege; diese Männer waren viel zu loyal. Der Mann, den Graham Seymour suchte, war ein kleines Rädchen, ein Wasserträger, ein Mann aus der dritten Reihe. Vielleicht wusste er nicht mal, dass er einer Terrororganisation angehörte. Möglich war sogar, dass er den Namen Saladin nie gehört hatte.

In Krisenzeiten genießen Polizeien, geheime oder andere, bestimmte Vorteile: Sie führen Razzien durch, sie nehmen Verhaftungen vor, sie laden zu Pressekonferenzen ein, um der Öffentlichkeit zu versichern, dass sie alles

Menschenmögliche zum Schutz der Bürger tun. Spione dagegen können nicht auf solche Mittel zurückgreifen. Per Definition arbeiten sie im Geheimen, in finsternen Gassen, Hotelzimmern und sicheren Häusern und an allen anderen gottverlassenen Orten, an die Agenten sich freiwillig oder gezwungenermaßen wagen müssen, um wichtige Informationen über auswärtige Mächte zu beschaffen. Zu Beginn seiner Karriere hatte auch Graham Seymour so gearbeitet. Jetzt konnte er die Bemühungen anderer nur noch aus dem vergoldeten Käfig seines Büros beobachten. Seine größte Angst war, ein anderer Dienst könnte ihm zuvorkommen, einen losen Faden entdecken und seine Organisation wieder zu einer lediglich unterstützenden Rolle verdammen. Der MI6 konnte Saladins Netzwerk nicht allein zerschlagen; dafür würde er die Hilfe befreundeter Dienste in Westeuropa, dem Nahen Osten und jenseits des Großen Teichs in Amerika brauchen. Aber wenn er rechtzeitig die richtigen Informationen beschaffte, würde Graham Seymour der Erste unter Gleichen sein. Auf mehr konnte man als Chefspion in der heutigen Welt nicht hoffen.

Und so blieb er in seinem Büro, Tag für Tag, Nacht für Nacht, und beobachtete neiderfüllt, wie Met Police und MI5 die restlichen Agenten Saladins in Großbritannien aushoben. Sein MI6 lieferte dagegen kaum Erkenntnisse. Tatsächlich erfuhr Seymour mehr von seinen Freunden in Langley und Tel Aviv als von den eigenen Mitarbeitern. Genau eine Woche nach den Anschlägen fand er schließlich, eine Nacht im eigenen Bett würde ihm guttun. Die Überwachungskameras zeigten auf, dass sein Jaguar die Tiefgarage zufällig genau um 20.20 Uhr verließ. Als die Limousine auf der Fahrt nach Belgravia jedoch die Themse überquerte, summte sein abhörsicheres Smartphone leise. Er erkannte die angezeigte Rufnummer und erst recht die Frauenstimme, die im nächsten Augenblick zu hören war.

»Hoffentlich störe ich nicht«, sagte Amanda Wallace, die Generaldirektorin des MI5, »aber ich habe etwas, das dich interessieren dürfte. Willst du nicht auf einen Drink vorbeikommen? Ich gebe einen aus.«

4

THAMES HOUSE, LONDON

Thames House, die MI5-Zentrale am Fluss, war ein Gebäude, das Seymour gut kannte: Er hatte hier fast dreißig Jahre lang gearbeitet, bevor er die Leitung des MI6 übernommen hatte. Auf dem Weg zu Amanda Wallace' Bürosuite machte er an der Tür des Dienstzimmers halt, in dem er als stellvertretender Generaldirektor gearbeitet hatte. Miles Kent, der jetzige Stellvertreter, saß noch an seinem Schreibtisch. Er war vermutlich der einzige Mann in London, der schlechter aussah als Seymour.

»Graham«, sagte Kent und sah von seinem Computer auf.
»Was führt dich in unseren stillen Winkel des Reichs?«

»Das möchte ich von dir erfahren.«

»Würde ich's dir sagen«, antwortete Kent ruhig, »würde die Bienenkönigin mich rausschmeißen.«

»Wie hält sie sich?«

»Hast du das nicht gehört?« Kent winkte Seymour herein und schloss die Tür. »Charles ist mit seiner Sekretärin durchgebrannt.«

»Wann?«

»Ein paar Tage nach den Anschlägen. Er hat mit ihr im Ivy gegessen, als die dritte Zelle das St Martin's überfallen hat. Angeblich hat ihn das dazu bewogen, sich kritisch im Spiegel zu betrachten. Er hat sich gesagt, so könne er nicht weiterleben.«

»Er hatte eine Ehefrau *und* eine Geliebte. Was wollte er noch mehr?«

»Offenbar eine Scheidung. Amanda ist bereits aus dem Haus ausgezogen. Sie schläft hier im Büro.«

»Das kommt heutzutage öfter vor.«

Diese Nachricht überraschte Seymour. Er hatte Amanda erst an diesem Morgen in der Nummer 10 Downing Street gesehen, und sie hatte keinen Ton davon gesagt. Tatsächlich war er erleichtert darüber, dass Charles' indiskretes Liebesleben endlich ans Tageslicht gekommen war. Die Russen verstanden sich sehr gut darauf, solche Schwächen aufzuspüren, und waren nie zimperlich, wenn es galt, sie zu ihrem Vorteil zu nutzen.

»Wer weiß sonst noch davon?«

»Ich hab's nur zufällig erfahren. Du kennst Amanda – sie hält ihr Privatleben streng geheim.«

»Schade, dass Charles nicht ebenso diskret war.«
Seymour griff nach der Türklinke, ging aber noch nicht.
»Hast du eine Ahnung, weshalb sie mich so dringend sprechen will?«

»Weil es ihr Spaß macht, mit dir zu reden?«

»Unsinn, Miles!«

»Ich weiß nur«, sagte Kent, »dass es irgendwas mit Waffen zu tun hat.«

Seymour trat auf den Korridor hinaus. Über Amanda Wallace' Tür brannte das grüne Lämpchen. Trotzdem klopfte er leicht an, bevor er eintrat. Amanda blätterte, an ihrem großen Schreibtisch sitzend, in einem aufgeschlagenen Dossier. Sie blickte auf und bedachte Seymour mit einem kühlen Lächeln. Es war so perfekt, dass er vermutete, sie habe es vor dem Spiegel eingeübt.

»Graham«, sagte sie und stand auf. »Wie schön, dass du kommen konntest.«

Amanda kam langsam hinter dem Schreibtisch hervor. Wie immer trug sie einen maßgeschneiderten Hosenanzug, der ihrer großen, hageren Gestalt schmeichelte. Ihre Annäherung war vorsichtig. Graham Seymour und Amanda Wallace waren ungefähr zur selben Zeit vom MI5 rekrutiert worden und hatten sich fast dreißig Jahre lang erbittert bekämpft. Jetzt bekleideten sie zwei der wichtigsten Geheimdienstposten der westlichen Welt, aber ihre Rivalität hatte kaum abgenommen. Der Gedanke, die Terroranschläge könnten ihre Beziehung auf eine neue Grundlage stellen, war verlockend, aber Seymour glaubte nicht recht daran. Der unvermeidliche parlamentarische Untersuchungsausschuss würde schwere Fehler und Versäumnisse des MI5 aufdecken. Amanda würde sich erbittert ihrer Haut wehren und auch dafür sorgen, dass Seymour und der MI6 einen guten Teil der Verantwortung übernahmen.

Am Ende von Amandas poliertem Konferenztisch stand ein Tablett mit Gläsern, Flaschen und einem Cocktailshaker. Sie mixte für Seymour einen Gin Tonic und für sich selbst einen Martini mit einer Olive und Perlzwiebeln. Nachdem sie sich wortlos zugetrunken hatten, führte sie Seymour zu der Sitzgruppe hinüber und bot ihm mit einer Handbewegung einen der modernen Ledersessel an. Auf einem wandgroßen Flachbildschirm liefen die BBC World News. Britische und amerikanische Flugzeuge griffen IS-Stellungen in der Nähe der syrischen Stadt Raqqa an. Den irakischen Teil des Kalifats hatte die Zentralregierung in Bagdad größtenteils zurückerobert. Aber die Gebietsverluste hatten die Fähigkeit des Islamischen Staats, Terroranschläge im Ausland zu verüben, keineswegs beeinträchtigt. Das bewiesen die jüngsten Anschläge in London.

»Wo ist er deiner Ansicht nach?«, fragte Amanda.

»Saladin?«